

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 34. — Sonntag, den 21. August 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

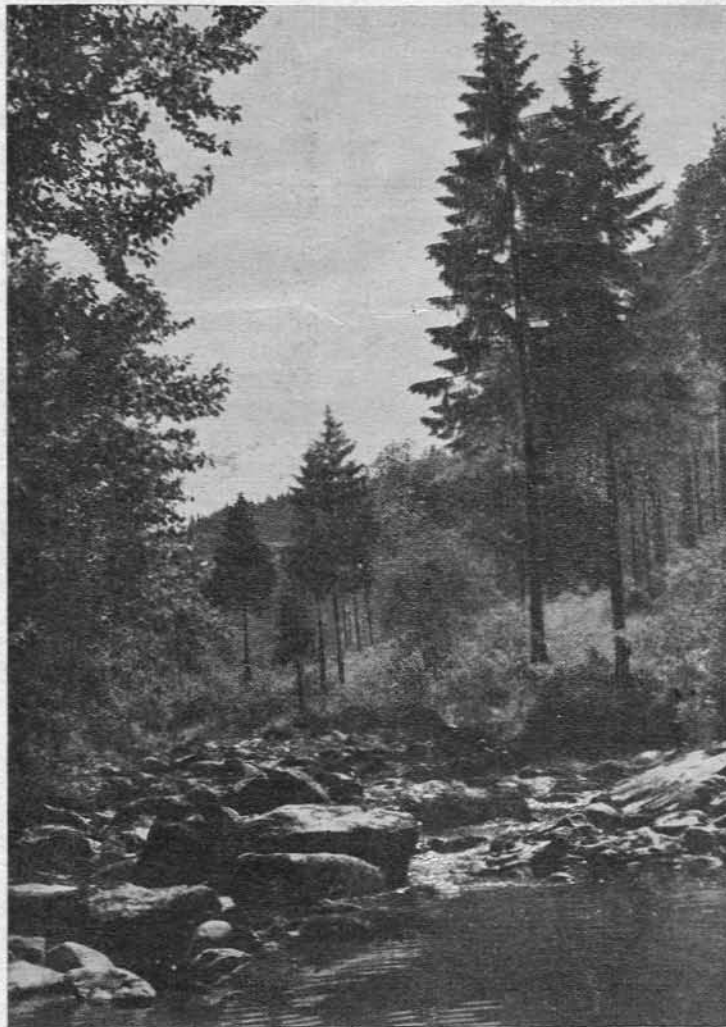
Das steinerne Herz im Schwarzwasser.

Vor Zeiten wurde in dem Gebiet des Schwarzwassers rege Bergbau betrieben. Man wusch die Erze aus Schotter und Sand der Täler und grub in zahlreichen Zechen danach. Reich war die Ausbeute an Zinn und Eisen, die Berge gaben weißglänzendes Silber, und einzelne Glückliche fanden wohl auch dann und wann etwas Gold in den Seifen. Auf holprigen Wegen knarrten und quietschten die Erzkarren durch den Wald. Die Stempel der Pochwerke dröhnten dumpf an den rauschenden Bächen; in den Zwittermühlen knirschten die schweren Steine und zerrieben das Roherz zu Staub. Die plumphen Blasebälge der Hütten fachten ätzend die Glut unter den Ofen und Herden, wo sich die Metalle von der Schlacke sonderten. —

Damals stand am Schwarzwasser eine Zechen in Umtrieb, die frommer Knappensinn „Trau auf Gott“ genannt hatte. Sie baute auf einem Gang, der gar höflich schien und gute Ausbeute versprach. Doch es ging wie so oft, die reichen Erzmittel, die man dicht unter Tage erschürft hatte, waren bald erschöpft; sie hielten nicht aus. Je tiefer man Schacht und Strecken in den Berg vortrieb, um so unhaltiger wurde das Erz. Neunmal Gescheite steckten die Köpfe zusammen und murmelten: „Kobold und Nickel, die argen Blaggeister, treiben auf der Grube ihr Narrenspiel mit Häuern und Herrn.“ Endlich schnitten die Ädern ganz ab, und die Knechte stürzten nur noch taube Berge aus den Kübeln. Die Grube glich einem hungrigen Wolf; sie fraß Geld und Arbeit und wurde nicht satt. Von Tag zu Tag ward das Gesicht des Zecheneigners finsterner, denn ein runder blanker Gulden nach dem andern rollte in die Tiefe, daß die Leute hinter seinem Rücken zischelten: „War will Bergbau baue, dar muß Gott vertraue, dar muß Zubuß gaam und viel Lüng gelaam.“ Bergverständige rieten ihm, die Grube aufzulassen. Er ließ sie reden und hoffte noch immer, daß sich das Blatt wenden würde. Einmal am Lohntag rief er das Bergvolk zusammen, das auch schon die Lust verlor. „Hört, Leute!“ sagte er, „Wer von euch einen Gang anschlägt, dem schenk ich die Hälfte der Ausbeut.“ Zweifelnd und spöttisch sahen die Männer drein,

und einer rief: „Das Versprechen ist billig.“ Das Blut schob dem Fundgrübler in den Kopf und rasch trat er zum Haispel: „Da, auf den Rundbaum schwör ichs euch zu. Der Böse soll mich holen, wenn ich mein Wort nicht halt.“ Mit doppeltem Eifer werkten Knappen und Knechte, weil jeder Finder sein wollte. Woche um Woche verstrich, aber die Ungen in der Scheidebank hatten Feiertag; dafür wuchs die Halde immer weiter ins Tal hinein. Schließlich hatten die Leute das erfolglose

Suchen satt; sie lachten über ihren Herrn, nannten ihn einen Narren und kehrten einer nach dem andern ab. Zuletzt fuhr nur noch ein einziger Häuer auf der Grube an. Was die Nachbarn auch sagten, er ließ sich nicht irre machen. Gleichgültig ob es Tag war oder Nacht, er verfuhr seine Schicht und gönnte sich kaum die nötigste Ruhe. Auf alle Zusprache hatte er nur eine Antwort: „Ich bleib, so lang der Herr die Zechen nicht aufläßt.“ Und wenn ihn die anderen Häuer hänselten und nach seinen Funden fragten, entgegnete er: „Schwacht zu, ich weiß, daß ich mein Glück doch noch mach.“ Eines Nachts, es ging auf Mitternacht, saß der Knappe auf einem Steinblock vor Ort und rastete von seiner schweren Arbeit. Trübe blinzelte das Gelaucht durch die Finsternis. Eintönig fielen Wassertropfen vom Streckenfirst, und ihr leises Klingen tönte überlaut in der drückenden Stille. Durch eine Wand zog sich ein feiner Riß, in dem eiserne Keile klemmten. Dort wollte er das feste Gestein hereintreiben. Jedoch bevor er wieder anfang zu hauen und zu treiben, betete er inbrünstig zu Gott um gutes Geschick. Da, was war das? — Helles Licht erfüllte plötzlich die



Abend im Schwarzwassertal.

det die Augen mit der Hand bedecken mußte. Als er endlich wieder aufsehen konnte, stand der Berggeist vor ihm und rüttelte mit fester Hand an einem der Keile. Klirrend fiel dieser zu Boden und mit ihm ein Steinbrocken, der vor die Füße des Häuers rollte. Wie gelähmt starrte er auf die Gestalt des Berggeistes, der ihm freundlich zunickte. Ehe sich der Bergmann von seinem Schrecken erholt und dem Geist „Glück auf!“ geboten hatte, war dieser verschwunden. Wieder lag drückendes Dunkel

in der Strecke, durch das matt das Grubenlicht schimmerte. Zweifelnd saß der Knappe auf dem Steinblock und rieb sich die Stirn. Hatte ihn ein Traum zum besten gehabt? Oder war ihm doch der Herr des Berges erschienen und hatte sich seiner erbarmt? Schon wollte er ärgerlich auflachen, da fiel sein Blick auf den Stein, der vorhin aus der Wand gebrochen war. Er hob ihn auf und drehte ihn zwischen den Händen hin und her. Da blinkte etwas auf. Sah er denn recht, das war ja eine Ader von gediegenem Silbererz! Er sprang auf und leuchtete die Wand ab. Dort in dem Loch gleißte es — eine Erzader zog sich durchs Gestein. Eilig griff er zum Schlägel, und hell klang das Hämmern durch die Stille. Stein auf Stein fiel, viel leichter, als zuvor ließ sich die Wand bearbeiten. Und als der Knappe die Berge weggeräumt hatte, zog sich der edle Gang reich und mächtig durch die Wand. Ehrfürchtig dankte er Gott und dem guten Berggeist für seine Gabe. Dann schlug er ein paar Stufen ab, steckte sie in seine Tscherttasche und fuhr aus. —

Der Tag graute noch nicht richtig, als er vor dem Fundgrübnern stand und diesem atemlos und abgerissen die Freudenbotschaft meldete. Der wollte ihm erst überhaupt nicht glauben. Mit zitternden Händen frante der Knappe die Erzproben aus und bot sie dem Bergherrn, der seinen Augen kaum traute. Wenn der ganze Gang so reich blieb und aushielt, dann war die verrufene Zeche „Trau auf Gott“ die reichste im ganzen Revier. So schnell sie konnten, eilten die beiden Männer nach der Grube und fuhren ein. Als sie dann vor Ort kamen, sank der Häuer auf die Knie und stammelte freudig: „Gott lob, nun hat die Not ein Ende!“ Der Eigner dagegen stand wie versteinert und starrte gierig auf das Gestein in der Wand. Plötz-

lich erinnerte er sich seines Versprechens. Ein böses Licht glomm in seinen Augen auf beim Gedanken, welchen Reichtum er wegnehmen sollte. Er grübelte nicht lange. Es gab nur eins: den unbequemen Mahner, der da vor ihm kniete, aus dem Weg räumen. Wer wollte ihm beweisen, daß er den Steinblock geschleudert hatte, den er jetzt mit beiden Händen bis über den Kopf emporhob? Konnte er sich nicht ebenso gut von der Decke gelöst und den Knappen erschlagen haben? — Ein schriller Schrei gellte durch Strecke und Schacht, ein Notschrei, den nur Gott hörte. Dann war es still in der Grube — totenstill.

Zwei waren eingefahren, nur einer stieg wieder ans Tageslicht — ein Mörder und Eidbrüchiger. Weib und Kind des Häuers aber mußten betteln gehen. Bald gingen allerlei dunkle Gerüchte im Volk um. Unter den heimischen Bergleuten kam die Zeche in Verruf, so daß keiner auf ihr ansahren wollte. Und die fremden Knappen, die der Fundgrübnern herbeiholte, fanden die Strecke verstürzt. So hatte der Berggeist den Gang wieder verschlossen, um den Menschenblut geflossen war, und die Grube mußte liegen bleiben.

Dem Bergherrn aber ließ das Gewissen keine Ruhe. Die Reue trieb ihn umher, daß er durch Täler und über Berge irrte wie ein gehehtes Wild. Sein Herz wuchs und wuchs, wurde zum Stein, der ihn erdrückte. Und als seine Stunde gekommen war, warf der Böse das „steinerne Herz“ ins Schwarzwasser, wo es heute noch liegt. Das Wasser bricht sich an dem Block, und wer aufmerksam lauscht, hört, wie es murmelt:

„Eidbruch und die Sucht nach Erz
Räumt dem Bösen Wohnung ein,
Macht des Menschen Herz zu Stein.“

W. L.

Der Waldschwarze

Eine erzgebirgische Dorf- und Pasergegeschichte von Karl May,
dem Schriftsteller und Erzähler der spannenden Indianer-Geschichten.
(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7. Am Steinbruch.

Die Feldbäurin war erwacht; der Arzt hatte erklärt, ihr Schwächezustand sei eine Folge langer, innerer Seelenleiden, aufs höchste gesteigert durch den heute über sie hereingebrochenen Jammer. Er hatte die größte Ruhe und Schonung befohlen, vor jeder Aufregung gewarnt und stärkende Arzneien verschrieben. Jetzt lag sie da, glücklich lächelnd über die reiche Liebe, die ihr aus vielen Augen entgegenstrahlte. Sie war hart an der Grenze des Lebens hingestreift, hatte das Rauschen des Todes vernommen und fühlte ihre Seele von der frühern Schwäche befreit.

„Frieder!“ liselte sie.

Er neigte sich zu ihr nieder.

„Ist er wieder da?“

„Nein“, antwortete er.

„Ich geb ihn in deine Hand. Das Gesetz hat größeres Recht auf ihn als ich. Doch sprich nicht mehr von ihm!“

Er neigte zustimmend das Haupt und kehrte in die Stube zurück, wo der Leutnant beim Vater saß. Beide schienen sich schnell zusammengefunden zu haben; der Offizier hatte sich eine Pfeife angesteckt und qualmte dem Blinden ins Gesicht, daß es passete; dieser schien sich dieser Vertraulichkeit höchlich zu freuen und überhaupt in einer Stimmung zu sein, wie man sie seit langer Zeit nicht an ihm bemerkt hatte.

„Ist die Stube für die Martha in Ordnung, Frieder?“ fragte er.

„Ja, zwei; eine für sie und eine für ihre Mutter.“

„Sorge nur, daß ihnen nichts fehlt! Hat auch der Herr Leutnant noch Tabak und gehörig zu trinken?“

„Es ist für alles aufs beste gesorgt“, erwiderte dieser selbst.

„Der Knecht gibt doch tüchtig Hafer, daß die Braunen gut aushalten?“

„Ich freu mich auf den Ritt“, versicherte der Offizier. „Er bringt mich mit einemmal zum Ziel, wo ich geglaubt hatte, noch

monatelang im Dunkeln tappen zu müssen. Der Feldwebel hat die Schwierigkeiten nur erhöht und vermehrt, anstatt mir von Nutzen zu sein. Ihnen zum Beispiel“, wandte er sich zu Frieder, „muß ich gestehn, daß eine Art Verdacht gegen Sie gehegt wurde. Sie waren mastiert und bewaffnet im Wald gesehen worden und sind heut wieder zu Pferd dort gewesen, wo jeder andere es sich angelegen sein ließ, daheim zu bleiben.“

„Grad darum war der Verdacht doch eigentlich ausgeschlossen. Wer sich unsicher fühlte, blieb daheim; wer ein gutes Gewissen hatte, konnte sich sehn lassen. Doch da hängt der Knecht die Laterne heraus; das ist das Zeichen, daß gesattelt ist.“

„Er wird doch nicht aufpassen, wer mit aufsteigt?“ fragte der Blinde. „Meine Leute sind gut und treu; aber besser ist besser, und vor Austrag der Sache darf niemand erfahren, was heut im Bachhof vorgegangen ist.“

„Laß mich sorgen, Vater! Der Herr Leutnant geht durch die Pforte voran und steigt erst auf der Straße zu Pferde. Ist es gefällig?“

Der Genannte legte die Pfeife weg und nahm Abschied. Er erreichte unbemerkt die Straße und hörte bald Frieder hinter sich hergetrabt kommen. Als dieser ihn erreichte, schwang er sich auf. Es war längst Mitternacht vorüber; die Erde lag in tiefer Ruhe, und nur hier und da funkelte ein einsames Licht vom dunklen Himmel herab.

„Wissen Sie, daß ich mich beinah vor Ihnen fürchten möchte?“ fragte der Offizier.

„Warum?“ lächelte Frieder.

„Weil in Ihrem Körper eine solche Masse von Elementarkraft aufgespeichert liegt. Der Name Goliath gehört schon Ihrem Vater mit vollem Recht zu eigen, Ihnen aber noch viel mehr. Wäre diese physische Stärke nicht mit so viel geistigem Vermögen gepaart, so könnten Sie wirklich gefährlich werden, und ich darf Gott danken, daß ich mich in Ihnen geirrt hab.“

„Der Waldschwarze konnte ich doch unmöglich sein; er trieb sein Wesen doch schon lange, bevor ich in der Heimat war.“

„Das ist schon richtig; aber Sie konnten sich seit Ihrer Rückkehr mit ihm verbündet haben. Ihr Auftreten dem Feldwebel und seinen Leuten gegenüber, das Umherschleichen im Wald, die Maske, die Pistolen, Ihr heutiger, angeblicher Besuch beim Förster; das alles war für mich Grund, in der Nähe des Bachhofs selbst auf Ihre Rückkehr zu warten. Ich war zwar bewaffnet,

waren Sie aber wirklich derjenige, für den ich Sie hielt, ich hätte wohl keinen Stand gehabt. Wer einen Kerl wie den Buschwebel durchs Fenster wirft, dem ist auch wohl zuzutrauen. . .“

„Daß er einen Leutnant zerbricht“, fiel Frieder scherzend mit einem Blick auf die schlankte Gestalt seines Gefährten ein.

„Sie entschuldigen, mein Lieber“, lachte dieser, „so weit wäre es denn doch wohl nicht gekommen, sintemal unser oberster Kriegsherr seine Offiziere weder aus der Porzellanfabrik noch aus der Glasbläse zu beziehen pflegt. Ich hätte mich auch ein wenig gewehrt, wie man zu sagen pflegt, wenn es einem an den Fragen geht. Doch Scherz beiseite! Wie stark ist die Bande des Schwarzen?“

„Gegen zwanzig Mann.“

„Und sie gehn stets gut bewaffnet?“

„Mit Büchse und Messer.“

„Und im Vorratsraum befinden sich auch noch Gewehre?“

„Eine ziemliche Zahl.“

„So werden wir wohl einen harten Stand bekommen.“

„Ich fange sie ganz allein, wenns verlangt wird.“

„Oho! Dazu reicht wohl selbst Ihre Riesenstärke nicht aus.“

„Warum nicht? Es kommt ganz darauf an, wie man's beginnt.“

„Nun, wie?“

„Erst erledige ich den Schwarzen; das ist nicht schwer, und sodann stelle ich mich vor den Eingang und gebe jedem, wenn er kommt, so viel, daß er genug hat. Aber solch eine Anstrengung ist ja gar nicht notwendig, und ich gebe auch zu, daß es nicht so glatt geht, wie man sich die Sache ausgedacht hat. Wir reiten zum Herrn Amtshauptmann, dem ich den Waldschwarzen mit seiner ganzen Bande in die Hände gebe; er mag tun, was er fürs Beste hält. Will er ihn billig, so bin ich dabei, und will er ihn auf der Tat abfangen, so soll es auch da nicht an mir fehlen.“

„Das will ich gern glauben! Sie hätten statt der Feldhache die Waffe wählen sollen; wir hätten einen ausgezeichneten Kameraden in Ihnen gefunden. Wenn ich bedenke, daß alle unsere Mühe vergebens gewesen ist, während es Ihnen, dem Einzelnen, gelang, ein festes, unzerstörbares Netz um die fürchterlichen Menschen zu schlingen, so möchte ich vor jeden andern treten, nur nicht vor den Amtshauptmann!“

„Gottes Wille, Herr Leutnant, und Geschicklichkeit!“

„Meinetwegen! Ja, die geschickte Ausnutzung gab erst allem den Wert. Der Feldweibel ist auch am Stollen gewesen, grad wie Sie; aber Sie waren Meister der Sachlage, während er in der Falle steckt. Er ist brauchbar, aber immerhin ein Aufschneider, und hat die empfangene Lehre verdient.“

Das Gespräch stockte jetzt; man hatte das Dorf erreicht und mußte am Schlagbaum halten. Es kam auch nicht wieder in regen Fluß, bis man zur Amtsstadt gelangte, wo sich eben die Türen der Gasthöfe öffneten, um den früh munteren Fuhrleuten die Abfuhr zu gestatten.

Sie stiegen an einem von ihnen ab, übergaben die Pferde und nahmen einen warmen Frühtrunk zu sich. Dann begaben sie sich zur Amtshauptmannschaft, wo sie den Vorstand wecken ließen. Er empfing sie mit finsterner Miene.

„Ist Ihre Angelegenheit von solcher Wichtigkeit, daß Sie mich im Schlaf stören?“ fragte er.

„Wir haben den Waldschwarzen fest.“

Diese wenigen Worte des Offiziers brachten den hellsten Sonnenschein auf dem Gesicht des Beamten so plötzlich hervor, daß keiner der beiden sich eines Lächelns zu erwehren vermochte.

„Was sagen Sie, mein bester Leutnant! Ich darf natürlich an der Wahrheit Ihrer Versicherung keinen Zweifel hegen?“

„Der allerdings nicht gerechtfertigt sein dürfte. Der Schmuggler befindet sich zwar noch nicht in unseren Händen, da wir es vorgezogen haben, vorher die Befehle des Herrn Amtshauptmanns zu vernehmen, aber es bedarf wirklich nur dieser letzteren, um ihn mit seiner ganzen Bande der Gerechtigkeit zu übergeben.“

„Sie liefern damit einen ausgezeichneten Beweis ihrer Umsicht, und ich nehme keinen Anstand, zu bemerken, daß man voll-

ständig überzeugt war, die Ihnen gewordene Aufgabe den besten Händen anvertraut zu haben.“

„Denen es aber leider erst von jetzt an gestattet sein wird, in die Handlung einzugreifen. Hier dieser Herr hat ganz allein, ohne jede Beihilfe und aus eigenem Antrieb die Aufgabe gelöst, während ich bis heut noch nicht den mindesten Fortschritt zu verzeichnen vermochte.“

„Ah!“ machte erstaunt der Beamte, indem er die Nase hob und Frieders Person, die er erst jetzt zu bemerken schien, einer nähern Betrachtung unterwarf. „Der Name wurde mir genannt; ich vergaß ihn wieder; bitte, Herr Leutnant, stellen Sie mir den Mann einmal vor!“

Frieder, den diese Art und Weise belustigte, ließ es gar nicht dazu kommen. Er trat rasch einige Schritte vor.

„Ich bin der Bachfrieder aus Rothenwalde, Herr Amtshauptmann, und mein Vater ist der Goliath, den man im ganzen Gebirg nicht anders als mit diesem Namen nennt.“

„So, so!“ meinte der Angeredete, dessen kleine, schwächliche Gestalt bei dem so unerwarteten und energischen Nähertreten der reckenhaften Figur Frieders wie erschrocken zurückgefahren war. „Den Goliath kenne ich. Der Waldschwarze hat ihn geblendet und seinen ältesten Sohn erschossen.“

„Grad darum ist der Schwarze mir verfallen. Wollen Sie ihn haben? Ich bring ihn her.“

„Du bist ganz der rechte Sohn des Goliath, wies scheint. Ja, ja, Rauchfleisch und Kartoffelköße tun auf dem Lande Wunder. Geist ist nicht nötig, wenn nur der Körper gut gedeiht.“

„Grad umgekehrt wie in der Stadt, wo der Körper nicht nötig ist, wenn nur der Geist bis in die Wolken wächst, nicht wahr, Herr Amtshauptmann?“

Er legte dem Männchen die Hand auf die Achsel und blickte mit unwiderstehlicher Freundlichkeit auf ihn hernieder. Der Gefragte tat, um dieser Berührung zu entgehen, noch einen Schritt zurück und wandte sich an den Offizier:

„Wollen Sie Ihren Bericht beginnen, Herr Leutnant? Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Darf ich ersuchen, diese Aufforderung an meinen Freund zu richten? Er ist mit der Angelegenheit vollständig vertraut, während ich mich dessen nicht rühmen kann.“

„Ihr Freund?“ klang die verwunderte Frage. „Ich liebe eine kurze, sachgemäße Darstellungsweise, zu der dem Landbewohner die nötige Schule fehlt.“

„Ich bitte dennoch“, fiel hier Frieder im besten Hochdeutsch ein, indem er sich gemächlich in den Sessel legte, „um Ihre freundliche Erlaubnis zu der Beweisführung, daß Rauchfleisch und Kartoffelköße keine schlechten Lehrmittel sind, wenn man ihre Wirkung mit dem Besuch einiger Universitäten unterstützt. Ich werde dabei so kurz und sachgemäß wie möglich verfahren.“

Er begann. Der Amtshauptmann, der sich trotz seiner Würde von dem Vorgang einigermaßen betreten fühlte, ließ ihn gewähren. Seine Aufmerksamkeit wurde zur Spannung, die von Sekunde zu Sekunde wuchs, bis er seine Bewunderung nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

„Sie sind ja ein ganz erstaunlicher Mensch, dem man die größte Anerkennung zollen muß! Warum führen Sie diejenigen, die mit Ihnen verkehren, durch Ihre Sprache und Gewandung irre?“

„Das Gewand paßt genau zu dem Beruf, den ich jetzt den meinigen nenne, und die Sprache des Gebirgs hat dasselbe Recht wie jede andere. Ich hab als Kind mich in ihr ausgedrückt, werde noch heut so von den Meinen am besten verstanden, und ich werde sie beibehalten, so lange ich mit Menschen verkehre, die sie sprechen und verstehen. Doch zurück zur Sache!“

Er nahm den unterbrochenen Bericht wieder auf und führte ihn trotz seines bedeutamen und aufregenden Inhalts ruhig bis zu Ende. Jetzt sprang der Amtshauptmann empor.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus aller Welt



Flieger Udet rettet einen deutschen Gelehrten aus Gletschernot.

Bei einer Alleinfahrt von Dr. Sorge, dem wissenschaftlichen Berater der deutschen Grönland-Film-Expedition, war bei einer Gletscherkabung das Kajak des Forschers abgetrieben worden, so daß Dr. Sorge nicht mehr in das Lager zurückkehren konnte und neun Tage in Nacht und Kälte ohne Lager kampieren mußte. Endlich, am neunten Tage, gelang es dem Flieger Udet, den Gelehrten auf dem Gletscher zu erspähen und das Motorboot der Expedition herbeizuholen. Unser Bild zeigt Udet's Maschine über der Gletscherlandschaft der grönländischen Küste. Oben rechts: Dr. Sorge. — Oben links: Ernst Udet.

(Photo: Universal-Film A.-G.)

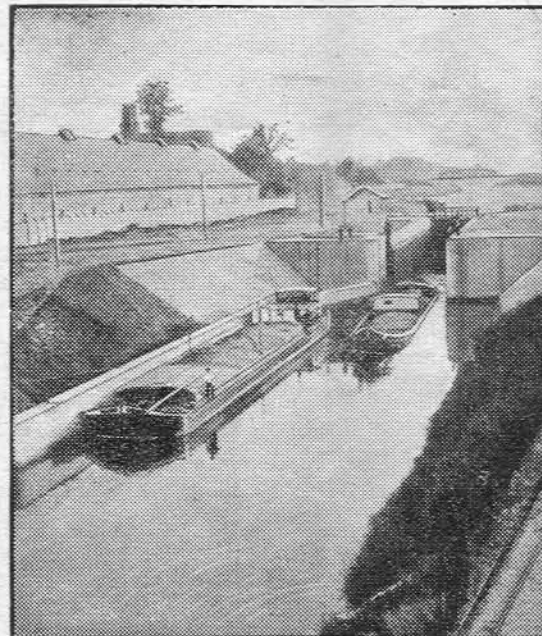


Der Komponist von Hausegger 60 Jahre alt.

Sigmund Hausegger, der langjährige Direktor der Münchener Akademie für Tonkunst feierte am 16. August seinen 60. Geburtstag. Hausegger besitzt als Komponist mehrerer Chor- und Orchesterwerke einen bedeutenden Namen.



Millet's Meisterwerk „Angelus“ von einem Geistesgestörten schwer beschädigt. Das stimmungsvolle Gemälde „Angelus“ (Abendandacht) des Franzosen Francois Millet wurde, wie bereits gemeldet, von einem Geistesgestörten mit einem Rasiermesser schwer beschädigt, doch hofft die Leitung des Pariser Louvre, das dieses weltberühmte Gemälde besitzt, es in kurzer Zeit wieder herzustellen.



Der „Eisen-Kanal“ von Metz nach Straßburg eingeweiht.

Unser Bild zeigt eine Schleuse des neuen, 150 Kilometer langen Kanals von Metz nach Straßburg, der, wie bereits gemeldet, in Anwesenheit des Präsidenten der französischen Republik eingeweiht wurde. Der Kanal, von dem große Teile auf Reparationskonto von deutschen Firmen hergestellt wurden, soll hauptsächlich als Transportweg für die Erze dienen, die in den lothringischen Eisengruben gefördert werden.



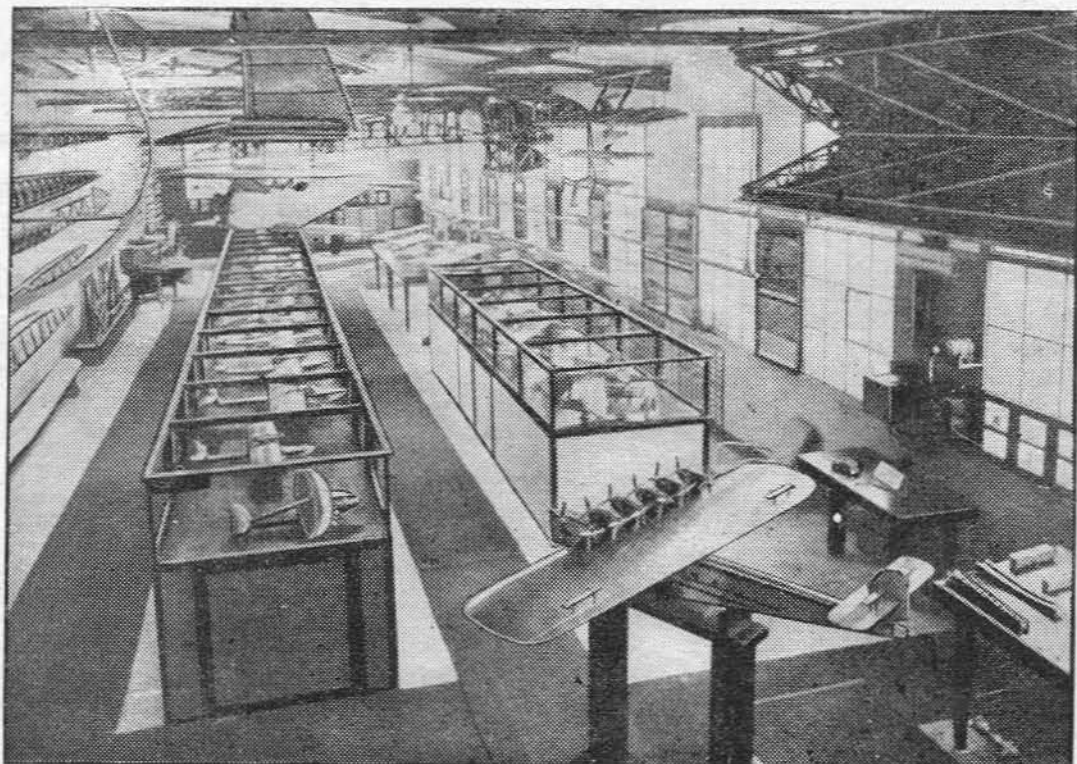
Das Schwimmbad auf dem Hoteldach.

Ein Schwimmbassin, das auf dem Dach eines der vornehmsten Londoner Hotels errichtet wurde und das jetzt in den Tagen, da eine Hitzewelle mit bisher ungeahnten Temperaturen über ganz Südingland hereingebrochen ist, von allen Gästen fleißig besucht wird.



Von der Berliner Funkausstellung.

Unser Bild zeigt Arbeiten an einem großen Dynamo-Lautsprecher, der am Eingang der Berliner Funkausstellung errichtet wurde, deren Eröffnung am 19. August stattfand. Ein Vergleich mit dem Arbeiter auf der obersten Plattform gibt eine Vorstellung von den gewaltigen Dimensionen der Anlage.



Ein Blick in das Flugzeug-Museum der Dornier-Werke.

In ihrer Wirkungsstätte am Bodensee haben die Dornier-Werke ein Flugzeug-Museum errichtet, das einen interessanten Ueberblick über die 20jährige Geschichte des Werkes gibt. Alle Flugzeug-Typen, vom kleinsten Sportflugzeug bis zum gigantischen Do X, sind in Modellen abgebildet. Daneben wurden Motore, Flügelformen und Funkausrüstungen ausgestellt. Unser Bild zeigt im Vordergrund ein Modell des Do X, dahinter Modelle aus der 20jährigen Tätigkeit der berühmten Flugzeugfabrik.



Er maß kosmische Strahlen in 28 000 Meter Höhe.

Prof. Regener-Stuttgart konnte mit Hilfe neuartiger von ihm konstruierter Registrier-Ballons Strahlenmessungen in Höhen bis zu 28 000 Meter durchführen. Die automatisch arbeitenden Meßgeräte der unbemannten Ballons erbrachten wichtige Aufschlüsse über die Intensitätsschwankungen der aus dem Weltall zu uns dringenden Strahlungen, in der die Erde umgebenden Stratosphärenschicht.

„Er ist es also wirklich, der Feldebauer, und wir haben ihn ganz sicher! Sie haben sich schon jetzt den Preis verdient und werden ihn nebst einer höheren Anerkennung auch sofort nach Habhaftwerdung des Schwarzen erhalten.“

„Er wird angenommen,“ entgegnete Frieder, jetzt wieder in seine frühere Sprechweise zurückfallend, „doch nicht für mich, sondern für die Armen im Ort, denen ich ihn bescheren werde. Nun bitte ich um die Befehle, die wir jetzt brauchen.“

Der Amtshauptmann sammelte sich; dann sagte er:

„Bergegenwärtigen wir uns zunächst die Lage! Der Waldschwarze hat sein Versteck in dem sogenannten Stollen, der an drei Orten zugänglich ist, an der „Zeche“, durch den Brunnen und vom Einsturzkessel aus. Die Bande kennt bloß diesen letzteren Punkt, wenigstens ist dies wahrscheinlich der Fall; sie wäre also am leichtesten zu überwältigen durch eine Aufstellung im Innern, die jeden einzelnen Ankömmling empfängt und bezwingt. Das Oberhaupt der Schmuggler fühlt sich nicht mehr sicher und ist jedenfalls nur zu dem Zweck verreis, das Geschäft aufzugeben, und dann Person und Errungenschaft in Sicherheit zu bringen. Daß der Feldebauer dies möglichst beschleunigen wird, steht außer allem Zweifel. Ich vermute sogar, daß er sich nach einem Notkäufer für den Felshof umsieht, und dies kann möglicherweise der Kaufmann sein, dem er die Ware liefert. Ich nehme an, daß er heute zurückkehrt und diesen Herrn gleich mitbringt. Sein erstes wird sein, sich zu überzeugen, ob im Stollen noch alles in Ordnung ist, und in dieser Beziehung ist es ganz vortrefflich gehandelt, daß Sie sich dem Feldwebel nicht gezeigt haben. Er stand bei dem Feldebauer im Quartier, und ich wette, daß dieser so schlau gewesen ist, ihn als Hörrohr zu benutzen. Wer weiß, aus welchem Grund er dann von ihm in die Falle gelockt wurde; wir werden dies jedenfalls noch erfahren. Was nun die Frauen betrifft, so konnten diese allerdings unmöglich in ihrer verzweifelten Lage gelassen werden, doch kann ihr Verschwinden den Waldschwarzen aufmerksam machen, und es wird also nötig sein, ihn sofort bei seiner Ankunft zu empfangen.“

„Das dürfen wir nicht,“ bemerkte Frieder. „Es geht nicht ohne Aufsehn vorüber, und dadurch werden seine Leute gewarnt. Er ist ein harter Geselle, dem es ganz gleich ist, ob die Frauen eine Stunde länger im Schacht stecken oder nicht; er tut sicher erst das Geschäft ab, eh' er zu ihnen geht; sie sind ihm sonst im Wege. Ueberdies hab ich den Mundvorrat im Schacht gelassen, und unten sind so viele Gänge, daß sie sich gar leicht verlaufen können. Das wird er denken, wenn er sie nicht findet.“

„Das klingt allerdings wahrscheinlich; halten wir also diese Ansicht fest. Täuscht uns die Vermutung nicht, so kehrt er heute nach Rothenwalde zurück und wird seine Leute für den Abend nach dem gewöhnlichen Versammlungsort bestellen. Eine Prüfung des Steins wird darüber Sicherheit geben. Von den drei Angriffspunkten, die uns dann zu Gebot stehen, scheint mir die Zeche der vorteilhafteste zu sein. Oder nicht, Herr Leutnant?“

„Jedenfalls. Man fährt dort ein, läßt den Brunnen für den Waldschwarzen frei und besetzt den Trichter nur von außen, wobei man den Schmugglern ungehinderten Eingang gestattet, ihnen aber den Ausgang verwehrt.“

„Ganz richtig. Wir sind also in der Hauptsache gleicher Meinung. Sie werden allerdings den Angriff leiten, mir aber gestatten, dabei gegenwärtig zu sein. Ich nehme einen meiner Assessoren mit, um den Tatbestand gleich an Ort und Stelle aufnehmen zu lassen. Es wird ein Abenteuer sein, auf das ich mich freue. Nur wäre es wünschenswert, die Vertlichkeit schon vorher kennenzulernen. Wird das zu ermöglichen sein?“ fragte er sich, an Frieder wendend.

„Sehr leicht, wenn der Feldebauer nicht vorher zurückkehrt, und ich rate darum, sobald wie möglich aufzubrechen.“

„Ich stimme bei,“ meinte der Leutnant. „Die Einzelheiten, um die es sich noch handelt, können und müssen ja den Umständen gemäß bestimmt werden.“

„Wohl! Geben Sie mir Frist zu einem kurzen Frühstück, währenddessen ich die laufenden Geschäfte stellvertretenden Händen übergeben und den Assessor benachrichtigen werde. Dann bin ich bereit. Sind Sie mit Fuhrwerk versehen?“

„Nein, wir sind nur beritten. Vielleicht darf ich bemerken, daß es geraten sein wird, alles Aufsehen zu vermeiden und darum den Weg vereinzelt zurückzulegen, womöglich auch bezüglich der Kleidung allen Auffälligkeiten zu entsagen.“

„Das versteht sich wohl von selbst, Herr Leutnant. Geben wir uns ein Stelldichein, wo wir uns treffen, ohne bemerkt zu werden!“

„Eine Strecke vor der Stadt,“ bemerkte Frieder, „steht eine einsame Waldschenke. Ist man an dieser vorüber, geht links ein Richtweg ab. Dürfen wir Sie auf diesem erwarten?“

„Gut. Ich werde den Wagen schon vor der Schenke verlassen und ihn zurückschicken. Das übrige wird sich dann finden.“

Er gab mit der Hand das Entlassungszeichen und begleitete die Männer bis an die Tür. Sie begaben sich in den Gasthof zurück, den sie erst verließen, als sie den Amtshauptmann vorbeifahren sahen. Unweit der Stadt schon überholten sie mit den raschen Braunen die Beamten, denen sie bald weit vorankamen.

„Eine allerliebste, kleine Geschichte das, mit dem Rauchfleisch und den Kartoffelkößen, nicht wahr?“ lachte der Leutnant. Frieder nickte vergnügt.

„Sie gestatten doch nachträglich, daß ich Sie als meinen Freund bezeichne?“

„Ich danke Ihnen dafür! Es schien eine Ueberraschung zu sein für den Herrn Bürokraten. Aber darf ich vielleicht vorschlagen, uns zu trennen? Es ist besser, wenn niemand uns beisammen sieht. Sie reiten über das Feld an den Bachhof und binden das Pferd an den Zaun. Am Buschrand bei der Zeche treffen wir nachher wieder zusammen.“

„Ich stimme bei; auf Wiedersehen bis dahin!“

Er ließ dem Braunen die Zügel schießen und flog davon. Frieder verließ bald darauf die Straße, um die Heimat auf Waldwegen zu erreichen. Als er dort ankam, fand er das Pferd bereits vor. Martha war allein in der Stube.

„Bist schon wieder da? Nun gehts doch noch über den Vater her!“ sagte sie.

„Er wills nicht anders. Wir haben getan, was wir konnten, vielleicht auch noch mehr, und sind nun ohne alle Schuld an ihm. Wir's ertragen können, Martha?“

„Bei dir, ja, sonst nicht! Aber bange ist mir um die Mutter.“

„Die Stütze wird ihr nicht fehlen. Ist sie wohler?“

„Ja, aber sprechen mag sie nicht.“

Er rief die Eltern und gab ihnen kurzen Bescheid, versah sich mit dem nötigen Licht und begab sich dann zur Zechenhalbe, wo der Leutnant schon auf ihn wartete. Sie suchten miteinander den Richtweg auf und trafen auf der Stelle, wo Frieder den Feldebauer mit der Peitsche gezüchtigt hatte, mit dem Amtshauptmann und seinem Begleiter zusammen. Beide gingen ganz unauffällig gekleidet, so daß jeder, der sie nicht persönlich kannte, sie für einfache Bürgers- oder Handwerksleute halten mußte.

„Der Feldebauer ist noch nicht zurück. Ich ging über den Felshof, angeblich, um mich nach dem Buschwebel zu erkundigen“, berichtete der Leutnant.

„So bleibt uns freie Hand. Vorwärts, wir fahren ein!“ sagte der Amtshauptmann.

„Wollen wir nicht erst zum Stein gehn, um nach der Bestimmung zu sehn?“ meinte Frieder.

„Ja, richtig. Das ist das Notwendigste!“

Frieder ging voran. Sie gelangten, ohne jemand zu begegnen, an die Stelle.

Die Zeit, wo die Schmuggler nachzusehn pflegten, war noch nicht da. Frieder hob den Granit empor.

„Am alten Stollen um zehn“, las er.

Die andern traten hinzu, um sich zu überzeugen.

„Er hat gestern bei der Fahrt von der Zeche gewiß den Zettel hier hingelegt. Anders ist's nicht möglich.“

„Also um zehn Uhr“, nickte der Amtshauptmann. „Da bleibt uns genügend Zeit für alle Vorbereitungen. Jetzt weiter, meine Herren!“

(Schluß folgt.)

Moosch'n - Feierabend



Meine Tabakspfeife.

Von Curt Eckel, Buchholz.
(Fortsetzung und Schluß.)

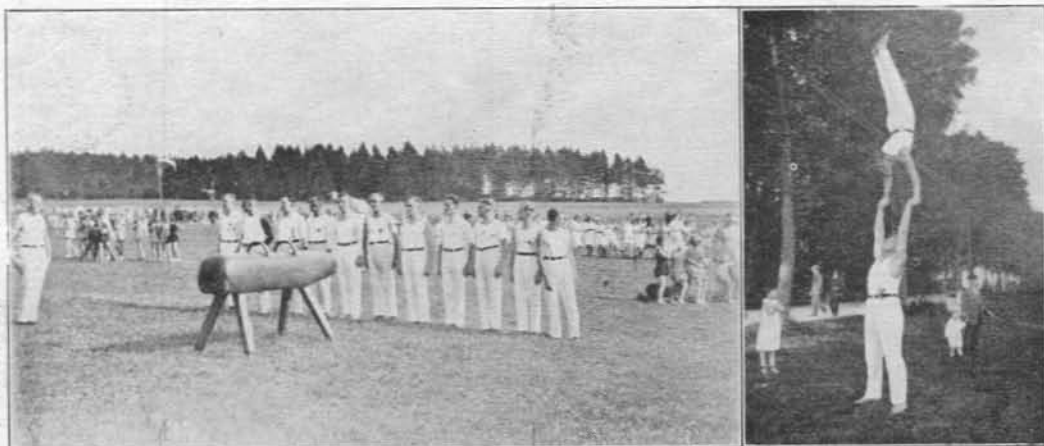
Aus den Zelten, die im Flußbett aufgeschlagen waren, hörte man das Schnarchen der Kommandierten, die diesen Gefechtsunterstand eingerichtet hatten. Nachdem wir die steile Uferwand emporgeklettert waren, sagte ich zu meinen zwei Kameraden: „Jetzt seht Ihr Euch mal hierher, ich werde mir erst meine Pfeife stopfen, damit es rückwärts mit Dampf geht.“ Bis zu meinem Schützengraben hatte ich ziemlich zwei Stunden zu laufen. Merkwürdig, ich konnte anbrennen, wie ich wollte, die Pfeife hatte keinen Zug, war also verstopft. Meine Kameraden drängten zum Aufbruch. „Erst muß die Pfeife brennen, eher geht's nicht fort.“ Ein Unglück kommt selten allein: an meinem Tabaksbeutel hing stets ein Stachel, aber ausgerechnet jetzt nicht. So mußte ich mir eben ein Stück Holz oder etwas anderes suchen. In der Nähe stand ein kleiner Strauch; ich schnitt einen Zweig ab und versuchte hiermit mein Heil. Als wenn es hätte so sein müssen: der Zweig brach ab. Nun war meine Pfeife erst recht verstopft. Meine Kameraden wurden immer ungeduldiger, allein wollten sie mich aber auch nicht zurücklassen. So zündeten sie sich noch eine Zigarette an und warteten nun geduldig, bis ich in meiner Pfeife Luft gemacht hatte. Dann saßen wir alle drei auf dem Uferstrand, meine Pfeife brannte, mit Wohlbehagen tat ich ein paar kräftige Züge, und nun sollte es fortgehen. Plötzlich drang ein Geräusch an unser Ohr, wie wir es im Krieg noch nicht gehört hatten. Wir blieben sitzen und horchten gespannt nach der Richtung, aus der dieses sonderbare Geräusch kam. Der Mond beleuchtete die Gegend taghell, so daß wir ziemlich weit sehen konnten. Wie der Blitz waren wir von unseren Plätzen aufgesprungen, jeder hatte dieselbe Empfindung. Entsetzen malte sich auf unseren Zügen. Borerst waren wir keines Wortes mächtig, so sehr waren wir erschrocken. Von weitem sahen wir Wasser angewalzt kommen. Gegen 20 Meter breit und 1½ bis 2 Meter hoch rauschten die Wassermassen heran. Wir schlugen sofort Lärm in diesem Lager, alle Kommandierten kamen aus ihren Zelten gestürzt und konnten sich retten. Nach 10 Minuten sah man nichts mehr von der ganzen Niederlassung, alles war weggeschwemmt, die Unterstände erloschen. Wir hatten wieder unser Ufer erklommen, da hörten wir die Stimme unseres Regimentskommandeurs. Nun war es für uns höchste Zeit, zu verschwinden. Unterwegs sagte ich zu meinen zwei Kameraden: „Wißt Ihr auch, wem die 20 Kameraden ihr Leben zu verdanken haben?“ Wie aus einem Munde kam es: „Deiner Pfeife! Hätte die gleich Zug gehabt oder hättest Du Deinen Pfeifenstachel mitgehabt, wären die alle erloschen.“ Wie wir später hörten, war in den Transilvanischen Alpen ein Wolkenbruch niedergegangen. Daher das plötzliche Hochwasser zu so außergewöhnlicher Zeit.

Wie die Verlustlisten meldeten, sind die meisten deutschen Kämpfer in Rumänien an Krankheiten gestorben. Die schreckliche Ruhr raffte täglich viele Kameraden dahin! Wer nicht ins Lazarett kam, schlich als Halbtoter im Schützengraben herum. Von meiner Kompagnie waren nur noch zwei Mann, die noch nicht krank waren: der Leutnant vom 2. Zug und ich. Anfang Oktober wurden wir nach neunwöchigem Aufenthalt

im Schützengraben abgelöst. Wir kamen zurück nach Ciuslea. Mein Quartier war eine Hausflur ohne Tür, aber wenigstens mit einem Dach über dem Kopf. Ich hatte dort meine Zeltbahn aufgespannt und mich hineingelegt. Jedenfalls hatte es hier sehr gezogen und die Folge war eine tüchtige Erkältung. Als wir wieder in den Schützengraben kamen, hatte es mich „geleiert“. Im Sanitätsunterstand stellte man bei mir 40 Grad Fieber fest. Abends wurde ich mit der Feldflüche zurückgebracht bis zur Kompagnie. Hier durfte ich die Nacht über beim Kompagnie-Schuster auf zusammengetragenen alten Schuhen liegen. Von den Leiden, bis ich ins Lazarett kam, will ich hier nichts berichten. Ich müßte sonst Verschiedenes erwähnen, worüber man lieber schweigt. Erstent war ich, als ich im Kriegslazarett 278. Jocani in meinem Pfleger unseren Rieß-Paul aus Buchholz erkannte. Er war unter den Insassen des Krankensaales so beliebt, daß alle von dem bayrischen Krankenpfleger bedient sein wollten. Rieß-Paul sprach seinen erzgebirgischen Dialekt. Leider kam ich nach einigen Tagen in ein bayrisches Seuchenlazarett auf einen Krankensaal mit hundert belegten Betten. Hier lag ich fünf Wochen und mußte mit ansehen, wie jeden Tag so viele Kameraden zur großen Armee abberufen wurden. Gar manchmal habe ich mir gesagt: Lieber an der Westfront im Schützengraben als in solch einem Lazarett. Bei mir war Paratyphus festgestellt worden. Ich lag im Bett, hatte keine Schmerzen, früh 35 Grad und abends 39 und 40 Grad Fieber. Nach vier Wochen war ich so abgemagert, daß ich nicht mehr aufrecht sitzen konnte, die Haut war nur so über die Knochen gespannt. An einem Freitag bei der Visite des Oberstabsarztes sagte dieser zum Krankenwärter und deutete dabei auf mich: „Geben Sie dem, was er haben will, der wird wohl morgen auslösen.“ Ich hatte das gehört und selbstamerweise hatte es mich nicht im geringsten aufgeregt. Entweder war ich zu schwach zum Denken, oder ich hatte mich bereits daran gewöhnt, daß eines Tages auch die Reihe an mir sein würde. Neben mir lag ein Kompagniekamerad Lochen aus Leipzig. Dieser wurde auf meinen Wunsch hin in dieses Bett gelegt, da mein Nachbar kurz vorher verschieden war. Auf der anderen Seite lag ein Schullehrer aus Hamburg, der aber nicht so krank war, denn er konnte noch laufen. Der Hamburger machte den Vorschlag, eine Abschiedsfeier zu veranstalten; er hatte in Erfahrung gebracht, daß in der Kantine bayrisches Bier angestekt worden war und erbot sich, davon zwei Liter zu holen. Vom Krankenwärter hatte ich mir meine Tabakspfeife und Tabakbeutel ausgebeten, um noch einmal zu rauchen. Nachdem sich alle zur Ruhe begeben hatten, holte unser Hamburger Bier und ich zündete mir eine Pfeife an. So haben wir drei Abschied gefeiert. Aufstehen konnte ich nicht, dazu war ich viel zu schwach. Das Bier reichte man mir an den Mund und in gierigen Zügen trank ich den ersten Trinkschöpf leer. Schlag elf Uhr fiel ich hintenüber und meine Kameraden dachten, ich wäre tot. Meine Pfeife hatte ich immer noch im Mund. Am nächsten Morgen erwachte ich wieder. Wie waren meine Kameraden glücklich und ich wohl noch mehr, denn ich fühlte in mir ein ganz anderes Leben. Abends hatte ich auch kein Fieber mehr. Nach acht Tagen wurden ich und meine zwei Kameraden aus dem Seuchenzazarett entlassen. Der Oberstabsarzt hatte sich natürlich sehr gewundert und konnte sich nicht erklären, daß ich wieder gesund geworden war. Wir haben ihm auch nichts gesagt. Hinterher habe ich mir schon manchmal Vorwürfe gemacht, es nicht gesagt zu haben. Vielleicht hätte sich dadurch mancher Kamerad vom sicheren Tode retten lassen.

Seit meiner Wiedergenesung vom Typhus habe ich mir vorgenommen, nie mehr die Pfeife wegzulegen und, wenn möglich, immer einen kräftigen Schluck Bier zu trinken. Gift gegen Gift . . .

Bilder aus der Heimat und aller Welt



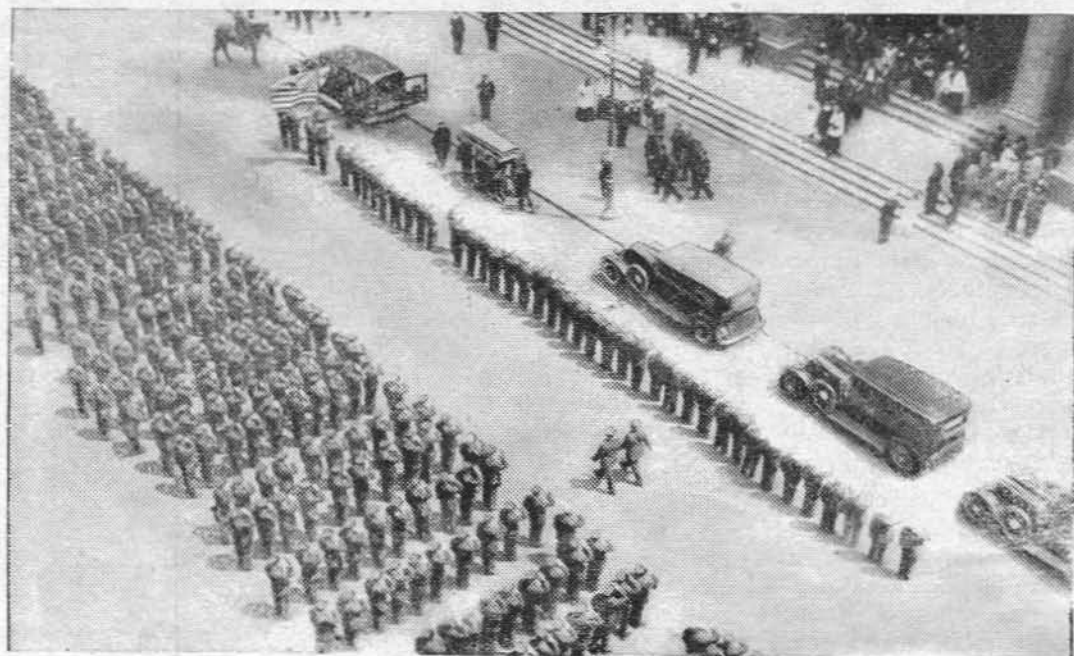
(Aufnahme von Photograph Weißgärber-Buchholz.)

40 Jahre Turnverein „Frisch-Frei“ Buchholz.

Der Turnverein „Frisch-Frei“ zu Buchholz beging, wie die „D. Z.“ in eingehender Berichterstattung schilderte, sein 40-jähriges Bestehen durch eine Anzahl turnerischer Veranstaltungen, die bei lebhaftester Anteilnahme der Bevölkerung einen nach jeder Richtung hin glänzenden Verlauf nahmen. Sie fanden unter der Oberleitung des **Oberturnwartes Hippmann** statt. Auf dem ideal gelegenen Turnplatz des Vereins am „Heiteren Blic“ wohnte am Sonntag eine ebenfalls vielhundertköpfige Menge dem ausgezeichneten Turnen des Vereins begeistert bei. Nebststehende Bilder führen unsere Leser zu dieser Veranstaltung. 1. Vorsitzender des Vereins ist Herr **Georg Strauch**.

Der Wüstenand als Schultafel.

Wochenlang ziehen die Karawanen durch die Sahara, und da benützen dann wißbegierige Araber gern die Gelegenheit, um in einer Lagerpause von einem weisen Mann, der Lesen und Schreiben beherrscht, unterrichtet zu werden. In heißem Sand sitzen sie um ihn geschart und der Wüstenand dient als Schultafel. Mit einem Stab werden Buchstaben und Wörter gemalt, die der Wind nachher verwischt. Unser Bild zeigt, wie ein Schriftgelehrter mitten in der Wüste im Lesen und Schreiben unterrichtet.



Newyorker Feuerwehrleute ehren ihre toten Kameraden.

Ganz Newyork bereitete den Feuerwehrleuten, die so heldenmütig ihr Leben für die Sicherheit der Allgemeinheit opferten, ein imposantes Begräbnis. Wie unser nebenstehendes Bild zeigt grüßen Feuerwehr-Kolonnen vor der St. Patricks-Kathedrale in Newyork die Särge ihrer sechs Kameraden, die bei der Explosion des Ritz-Hotels ums Leben kamen.